

Teresa Koloma Beck

Welterzeugung

Gewaltsoziologie als kritische Gesellschaftstheorie

Zusammenfassung: Der Beitrag blickt auf die Anfänge der Neueren Gewaltsoziologie zurück und plädiert für eine Wiederentdeckung des ursprünglichen gesellschaftskritischen Impulses. Jüngere Überlegungen aus den soziologischen *Science and Technology Studies* (STS) aufgreifend, zeigt er, dass sich in der Modernekritik der Protagonistinnen der Neueren Gewaltsoziologie eine Einsicht in die *welterzeugenden Effekte* der Gewaltforschung artikuliert. Sie hatten verstanden, dass Gewaltforschung stets eingebunden ist in Netzwerke von Praktiken, Objekten und Beobachtern und deshalb an Prozessen der Welterzeugung beteiligt. Durch einen innovativen methodischen Zugriff, der die Rekonstruktion des Gewaltverhältnisses moderner Gesellschaften in einem empirischen Forschungsprogramm entfaltet, das die Moderne dezentriert und analytisch an deren angeblichen Peripherien ansetzt, suchten sie, etablierte Narrative – und damit etablierte Praktiken der Welterzeugung – zu unterlaufen. Der Beitrag stellt Grundüberlegungen der STS zum Thema Welterzeugung in Wissenschaft und Forschung vor und diskutiert, wie diese für die Weiterentwicklung einer kritischen Gewaltsoziologie fruchtbar gemacht werden können.

Schlagwörter: Moderne, Gesellschaftskritik, Gewalt, STS, Welterzeugung

Worldmaking. Violence sociology as critical social theory

Abstract: This contribution looks back to the emergence of New Violence Sociology and argues for recapturing its original critical impulse. Drawing on recent discussions in sociological science and technology studies, it shows that the critique of Modernity, which dominated the early works of New Violence Sociology, was based on an acknowledgement of the performative effects of violence research. The protagonists of this movement had understood that violence research is necessarily connected to other practices, objects and observers and therefore necessarily engaged in processes of worldmaking. They developed their critique of Modernity in the framework of an empirical research programme which decenters Modernity and analytically puts so-called peripheries center-stage. Through this smart methodological move, they subverted established narratives of violence and hence established ways of worldmaking. This contribution introduces STS' basic ideas on worldmaking in science and research and discusses how the latter can be used to further develop a critical sociology of violence.

Keywords: Modernity, critique, violence, STS, worldmaking

Als die sogenannten Innovateure der Gewaltsoziologie Anfang der 1990er Jahre begannen, ein stärkeres Interesse der Soziologie an ›Gewalt‹ einzufordern, ging es ihnen nicht primär um ein besseres Verständnis empirischer Gewaltdynamiken. Sie beklagten kein mangelndes soziologisches Wissen über das Wie, Warum und Wozu der Gewalt und auch nicht das Fehlen von ›Gewalttheorie‹ im engeren Sinne. Was sie umtrieb war das Verhältnis von Gewalt, Soziologie und Gesellschaft. Es ging um die Frage, warum sich

die Soziologie nur sehr selektiv und auf sehr bestimmte Art und Weise mit Gewaltphänomenen beschäftigt; und warum Soziologinnen zu den prägenden Gewaltereignissen ihrer Zeit nichts zu sagen hatten. Anders als es heute bisweilen den Anschein haben mag, war die Neuere Gewaltsoziologie in ihren Anfängen also alles andere als ein Projekt des Gewalt-Verstehens. Sie war ein Projekt kritischer Gesellschaftstheorie.

Im Rückgriff auf jüngere Überlegungen aus den soziologischen *Science and Technology Studies* (STS) werde ich in diesem Beitrag darlegen, dass sich in der Modernekritik der Protagonistinnen der Neueren Gewaltsoziologie eine Einsicht in die *welterzeugenden Effekte* wissenschaftlichen Nachdenkens über Gewalt artikuliert. Sie hatten verstanden, dass Gewaltforschung – ob sie will oder nicht – eingebunden ist in Netzwerke vielfältiger Praktiken, Objekte und Beobachter und dass deshalb wissenschaftlich produzierte Vorstellungen von Gewalt (politisches) Handeln konditionieren. Diese Vorstellungen beeinflussen, was überhaupt als Gewalt wahrgenommen werden kann und machen bestimmte Formen der Reaktion auf Gewaltbeobachtungen wahrscheinlicher als andere. Die Protagonistinnen der Neueren Gewaltsoziologie entwickelten ein Forschungsprogramm, das darauf zielt, etablierte Narrative zu brechen und sowohl innerhalb der Soziologie wie auch innerhalb der Gesellschaft aufklärerisch zu wirken. In der Weiterentwicklung des gewaltsoziologischen Projekts rückte dieser Impuls zunehmend in den Hintergrund, doch lohnt es sich, ihn wieder aufzugreifen – und zwar nicht aus Gründen politischer Opportunität, sondern aus Gründen soziologischer Erkenntnis.

1 Moderne und Gewalt: das Projekt der Neueren Gewaltsoziologie

Ausgangspunkt der Neueren Gewaltsoziologie war die Auseinandersetzung mit der zentralen Rolle von Gewalt in der Selbsterzählung der modernen Gesellschaft. Zu deren charakteristischen Merkmalen zählt die Vorstellung, das Problem der Gewalt überwunden zu haben. Die Würde und Freiheit des Einzelnen gelten als universelle Prinzipien, die nicht nur philosophisch diskutiert, sondern auch in Gesetzen kodifiziert und damit zu Grundprinzipien der Organisation von Gemeinwesen geworden sind. Historische Untersuchungen, allen voran Norbert Elias Studie *Über den Prozess der Zivilisation* (Elias 1976) scheinen zu belegen, dass die moderne Gesellschaft der Gewalt im doppelten Sinn den Rücken gekehrt hat: Sie wurde gewaltavers in ihren ethischen Prinzipien und gewaltarm in ihren alltäglichen Lebensrealitäten. Dies unterscheidet sie, ihrem Selbstverständnis nach, von ihren eigenen historischen Vorgängern sowie von anderen, weniger modernen Gesellschaften.

Wegweisend für die Entwicklung der Neueren Gewaltsoziologie war jedoch nicht allein die Einsicht in die Kurzsichtigkeit dieser Erzählung. Über die empirische Haltbarkeit von Elias' Zivilisierungsthese war bekanntlich schon zuvor leidenschaftlich gestritten worden (siehe beispielsweise Duerr 1988; Hinz 2002). Entscheidend war vielmehr, dass sich diese empirische Diskussion mit der Frage verband, warum in der Soziologie, die es doch als ihre Aufgabe verstand, die moderne Gesellschaft über sich selbst aufzuklären,

Gewalt bislang nur am Rande eine Rolle spielte. Zygmunt Bauman war 1989 der erste, der diese Frage ausführlich diskutierte, und zwar anhand eines empirischen Gegenstands, über dessen epochenprägende Wirkung kein Zweifel bestehen konnte: der Holocaust. Dabei machte bereits der Titel der Untersuchung – *Modernity and the Holocaust* (1989) – deutlich, dass es hier um mehr ging als die längst überfällige soziologische Erschließung eines historischen Geschehens. Bauman fragte, warum die Soziologie so lange zum Holocaust nichts zu sagen hatte und arbeitete heraus, dass die Gründe hierfür in der Verstrickung der Disziplin in das Projekt der Moderne zu suchen waren. Entstanden als Wissenschaft von der *modernen* Gesellschaft hatte die Soziologie zentrale Elemente moderner Selbstbeschreibung als Grundlagen ihrer Gegenstandserschließung und Theoriebildung übernommen. Dazu zählte auch die Vorstellung von der Überwindung der Gewalt. Folglich galt der Soziologie – innerhalb der Sozialwissenschaften Hauptbeauftragte für die Beobachtung und Beschreibung moderner ›Normal‹-Verhältnisse – Gewalt als gesellschaftstheoretisch irrelevantes Devianzphänomen ohne allgemeinsoziologische Bedeutung. Und damit lag auch das empirische Studium von Gewaltdynamiken außerhalb ihres Kerngeschäfts. Für die wissenschaftliche Beschäftigung mit der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik waren andere Disziplinen zuständig.

Bauman arbeitete heraus, dass die Soziologie mit dieser Sichtweise ihrem eigenen Anspruch der Selbstaufklärung der Moderne nicht gerecht wurde. Er zeigte, dass sich das massenhafte Töten europäischer Juden durch die Nationalsozialisten keineswegs außerhalb moderner Gesellschaftlichkeit ereignete, sondern eine extreme Form des die Moderne charakterisierenden Strebens nach aktiver Ordnung und Gestaltung gesellschaftlicher Verhältnisse darstellte. Damit sind Gewaltdynamiken wie das genozidäre Morden der Nationalsozialisten also alles andere als ›Rückfälle‹ in archaische Zeiten oder ›Zivilisationsbrüche‹. Sie realisieren eine Möglichkeit, die der Moderne systematisch eingeschrieben ist.

Das Verdienst der Bauman'schen Studie besteht nicht so sehr in der ›Entdeckung‹ von Gewalt als Gegenstand der Soziologie, sondern in der Einführung des Begriffs der Moderne als Ankerpunkt einer Reflexion des Verhältnisses von Gesellschaft, Gewalt und Soziologie. Sie ist der Aufschlag zu einer soziologischen Beschäftigung mit Gewalt, die nicht primär oder nicht allein dem Erklären oder Verstehen von Gewaltphänomenen dient, sondern vor allem der Reflexion moderner Gesellschaftlichkeit. Gewaltsoziologie bei Bauman ist keine Soziologie der Gewalt, sie ist ein Beitrag zur Moderneanalyse und Modernekritik und damit auch zur Gesellschaftstheorie.

Hintergrund der Bauman'schen Studie waren Debatten um die Aufarbeitung der nationalsozialistischen Geschichte in Europa gewesen. Für die entstehende Neuere Gewaltsoziologie blieben diese Auseinandersetzung zwar relevant; doch kommen die entscheidenden Impulse nicht aus der Beschäftigung mit dieser *vergangenen* Gewalt, sondern aus der Beobachtung *aktueller* Gewaltereignisse. Das Forschungsfeld formierte sich zu einer Zeit, in der gegenwärtige Ereignisse die Selbsterzählung der Moderne von der Begrenzung der Gewalt massiv in Frage stellten. Nach dem Ende des Kalten Krieges erlebte die Welt für einige Jahre einen signifikanten Anstieg der Zahl ›heißer‹ Konflikte, mit den Staatszerfallskriegen in (Ex-)Jugoslawien kehrte der Krieg auf den europäischen

Kontinent zurück und in Deutschland musste man sich mit der Frage auseinandersetzen, ob man ein halbes Jahrhundert nach dem Ende des Zweiten Weltkrieges wieder Soldaten in fremde Länder schicken sollte. Thesen von Dezivilisierung und der Re-Barbarisierung des Krieges wurden populär (Kaldor 1999; Münkler 2002), die man vor allem in bewaffneten Konflikten im Globalen Süden zu beobachten meinte. Auf von einflussreichen Think Tanks veröffentlichten Weltkarten konnte man die beunruhigende Ausbreitung von *failed states* auf dem Globus beobachten (Rotberg 2004). Mogadischu, Ruanda und Sierra Leone aber auch das viel nähere Srebrenica wurden zu Symbolen der Entfesselung längst überwunden geglaubter Gewaltamkeit.

Die Protagonistinnen der Neueren Gewaltsoziologie griffen die Bauman'schen Überlegungen zur Gewaltblindheit der Moderne und der modernen Sozialwissenschaften auf, überführten sie jedoch in den Kontext dieser gegenwartsdiagnostischen Debatten. Damit gaben sie den ursprünglichen Argumenten eine neue Wendung: Bauman hatte seine Überlegungen anhand eines historischen Geschehens – des Holocausts – entwickelt; ›Moderne‹ hatte deshalb bei ihm den Klang eines Epochenbegriffs. Die ProtagonistInnen der Neueren Gewaltsoziologie, die auf die bewaffneten Konflikte der Gegenwart nach dem Ende des Kalten Krieges blickten, arbeiteten heraus, dass der Begriff der Moderne nicht nur auf eine zeitliche, sondern auch auf eine räumliche Ordnung verweist. Die Selbstbeschreibung der Moderne als normativ gewaltavers und empirisch gewaltarm ist nicht nur eine Erzählung über eine historische Entwicklung, die moderne Gesellschaften ins Verhältnis zu ihren Vorgängern setzt; sie ist auch eine Erzählung über gegenwärtige Verhältnisse, die die moderne Gesellschaft von anderen nicht oder weniger modernen zeitgenössischen Gesellschaften abgrenzt. Pointiert beschreibt Trutz von Trotha den bis dahin prägenden, allein an Ursachen und Prävention interessierten Umgang der Soziologie mit Gewaltphänomenen als einen »Diskurs über die ›Unordentlichkeit‹ von Gesellschaften und Kulturen« (Trotha 1997: 19-20). Jan Philipp Reemtsma diskutiert »Spatialisierung« als eine zentrale Strategie der Moderne im Umgang mit Gewalt, die darin besteht, sie als Problem von nur bestimmten Räumen erscheinen zu lassen, um so den Widerspruch zwischen behaupteter Gewaltarmut und empirischer Persistenz von Gewalt aufzuheben (Reemtsma 2008: 7-8). Mittlerweile gehören spatialisierende Topoi wie *failed states*, *ungoverned territories* oder Gewalträume zum festen Repertoire politischer und sozialwissenschaftlicher Debatten über den Krieg.

Das Argument von der Begrenzung der Gewalt in der Moderne hat also nicht nur eine chronologische, sondern auch eine topologische Struktur. Gewalt ist in der Perspektive der Moderne immer ›anderswo‹ lokalisiert. Wo sie nicht in andere Zeiten gehört, da kommt sie aus anderen, (noch) nicht modernen Weltgegenden.¹ Und auf diese Weise kann die Erzählung von der Gewaltarmut der Moderne selbst aufrecht erhalten werden. Solange sich die ›Barbarisierung des Krieges‹ im Globalen Süden ereignet und für ›terroristische Gewalt‹ in Europa Einwanderer aus fernen Ländern und deren Nachkommen

1 Zunehmend wieder populär werden zudem Theorien, die den Ursprung der Gewalt in den Tiefen von Psyche oder Genen verorten (z. B. Raine 2013), was nurmehr eine weitere Variante der Ausgrenzung der Gewalt aus der Moderne darstellt.

verantwortlich sind, bleibt der Mythos von der Begrenzung der Gewalt in der Moderne stabil.

Die Protagonistinnen der Neueren Gewaltsoziologie arbeiteten also heraus, dass in die Selbsterzählung der Moderne nicht nur Vorstellungen über historische Abläufe – Stichwort ›Zivilisationsprozess‹ – sondern auch über gegenwärtige Weltverhältnisse eingelassen sind. Und im Anschluss an Bauman beschäftigte sie auch die intime Verstrickung sozialwissenschaftlicher Forschung in die Reproduktion solcher Vorstellungen. Dabei war ihnen klar, dass hier mehr auf dem Spiel stand, als die für Sozialkonstruktivistinnen wenig überraschende Kontingenz von Weltbeschreibungen. Vorstellungen von *failed states*, Gewalträumen oder einer Barbarisierung des Krieges im Globalen Süden erzeugen Realitäten. Sie konditionieren politisches Handeln. Insbesondere drängen sie zu bestimmten Formen der Reaktion, um die normative Ordnung der Moderne nicht nur in der Theorie sondern auch in der Praxis aufrecht zu erhalten. So ist die Proliferation von humanitären und militärischen Interventionen, von extraterritorialen Internierungslagern und Drohnenkrieg nur im Horizont einer Welt zu verstehen, in der das Vorkommen von Gewalt auf den Zusammenbruch von Gesellschaftlichkeit deutet – und deshalb der Einsatz von Gewalt zur Wiederherstellung gesellschaftlicher Normalverhältnisse gerechtfertigt, ja sogar geboten, ist.

2 (Sozial-)Wissenschaft als Welterzeugung: Grundpositionen der *Science and Technology Studies*

In der Rezeption der frühen Arbeiten der Neueren Gewaltsoziologie bisher weitgehend unbeachtet blieb, dass das von den Protagonistinnen gestellte Problem intensiv und in allgemeinerer Perspektive bereits seit den 1980er Jahren in einem ganz anderen Forschungsfeld zentral steht: den soziologischen *Science and Technology Studies* (STS). Dort wurde die Frage nach den welterzeugenden Effekten der Wissenschaft mit Blick auf die Transformation von Natur-Kultur-Verhältnissen durch die modernen Naturwissenschaften diskutiert. Für die Rekonstruktion der Anfänge der Neueren Gewaltsoziologie sind diese Überlegungen deshalb aufschlussreich, weil die STS Prozesse der Welterzeugung² durch wissenschaftliche Forschung nicht nur rekonstruieren und problematisieren, sondern auch ein sozialwissenschaftliches Programm zum produktiven Umgang mit dieser Verstrickung von Wissenschaft und Welt vorlegen.

Zu den zentralen Einsichten der STS zählt, dass Wissenschaften Welt nicht nur beschreiben, sondern hervorbringen. Anders als in klassischen sozialkonstruktivistischen Positionen geht es dabei jedoch nicht um die Kontingenz von Sichtweisen und Perspektiven, sondern um die *performativen Effekte* der Wissenschaft selbst. In einem 2004 ver-

2 Der Begriff der Welterzeugung – *worldmaking* – geht auf Nelson Goodman, einen einflussreichen Vertreter der analytischen Philosophie in den USA, zurück (Goodman 1984, 1978). In den STS wird er parallel zu Begriffen des *enactment* verwendet, um auf die Performativität wissenschaftlicher Forschung hinzuweisen.

öffentlichem Aufsatz fassen die Soziologen John Law und John Urry dieses Argument unter dem Titel »*Enacting the social*« prägnant zusammen (Law/Urry 2004). Sie legen dar, dass sozialwissenschaftliche Forschung (*social inquiry*) eine soziale Praxis ist und als solche eingebettet in und vernetzt mit anderen sozialen Praxen. Dieses Eingebunden-Sein ins Soziale konditioniert zum einen, wie Forschung stattfindet, das heißt welche Fragen, Probleme Gegenstände in den Fokus rücken und wie diese bearbeitet werden. Zum anderen – und das ist für die vorliegende Fragestellung zentral – verstrickt es sozialwissenschaftliche Forschung in die Hervorbringung des Sozialen selbst. Weil die Praxis der Forschung sich relational eingebunden und im Austausch mit anderen Feldern ereignet, hat das durch sie produzierte Wissen orientierende und handlungsleitende Wirkung auch außerhalb der Wissenschaft.

Während die Argumentation bis hierhin klassischen poststrukturalistischen oder postkolonialen Positionen ähnelt, ist der Schluss, den Law und Urry ziehen, sehr viel radikaler: Die Verstrickung von Wissenschaft und Gesellschaft führt nicht nur dazu, dass sich abhängig von der gesellschaftlichen ›Positionalität‹ von Forschenden und Forschung unterschiedliche Perspektiven auf soziale Realitäten ergeben. Sie hat vielmehr zur Folge, dass die Wissenschaft selbst soziale Realitäten hervorbringt. Die beiden Wissenschaftssoziologen plausibilisieren dieses Argument anhand einiger bereits gut erforschter Fälle: ›Soziale Klassen‹ beispielsweise ›bilden‹ sich nicht einfach im Prozess der Industrialisierung ›heraus‹, sondern entstehen als Effekt wissenschaftlich angeleiteter Sozialpolitik im 19. Jahrhundert. Ähnlich verhält es sich mit der ›öffentlichen Meinung‹, die sich als Produkt der während des Zweiten Weltkriegs einsetzenden systematischen Meinungsforschung rekonstruieren lässt (Law/Urry 2004: 392-394). Während in sozialkonstruktivistischen Ansätzen Semantiken von Perspektivität und Konstruktion eine zentrale Rolle zukommt, rücken die STS Prozesse von Performance und Intervention ins Zentrum der Aufmerksamkeit (hierzu auch Mol 1999: 77). Und sie heben hervor, dass die Performanz der Wissenschaften nicht im Elfenbeinturm entsteht, sondern in der unauflöselichen Vernetzung wissenschaftlicher Praktiken mit anderen sozialen Praktiken, Akteuren und Artefakten.

Besonders interessant wird es, wenn Law und Urry darauf zu sprechen kommen, wie diese performativen Effekte der Forschung entstehen. Denn an diesem Punkt weicht die wissenschaftssoziologische Argumentation am deutlichsten von ähnlichen Argumentationsfiguren aus der sozialkonstruktivistischen, poststrukturalistischen oder postkolonialen Kritik ab. Während letztere angesichts realitätsverändernder Wirkungen von Forschung auf die Auseinandersetzung mit deren epistemologischen Voraussetzungen drängen, lenken Law und Urry – ganz in der Tradition der STS – die Aufmerksamkeit auf die Bedeutung von Forschungsmethoden [*methods of inquiry*]: »*Our argument is that these [research methods, TKB] are performative. By this we mean that they have effects; they make differences; they enact realities; and they can help bring into being what they also discover*« (Law/Urry 2004: 392-393). Die performativen, das heißt: welterzeugenden Effekte sozialwissenschaftlicher Forschung ergeben sich in dieser Perspektive also nicht nur aus deren erkenntnistheoretischen Grundlagen, sondern vor allem aus den Methoden ihrer Durchführung. Denn diese konditionieren den Prozess der Wissensproduktion und be-

stimmen, wie dieser Prozess mit anderen sozialen Prozessen in Beziehung tritt und interagiert. Dabei legen die Autoren ein breites Verständnis des Begriffs Methoden an, der das gesamte ›Wie‹ der Forschung einschließt, von der Gegenstandskonstituierung über Forschungsdesigns und Theorien bis zu den Instrumenten und Vorgehensweisen der Datengenerierung und -auswertung (Law/Urry 2004: 393).

Aufgrund der Verstrickung von Wissenschaft und Gesellschaft hat (sozial-)wissenschaftliche Forschung also performative, das heißt: welterzeugende Effekte. Deshalb wirft sie, so Law und Urry, ontologische Fragen auf. Die Methoden der Forschung produzieren nicht nur Beschreibungen oder Repräsentationen der Realität, deren erkenntnistheoretische Voraussetzungen kritisch zu befragen sind; sie produzieren Realität selbst. Sie erzeugen epistemische Objekte, ›soziale Klassen‹, ›die öffentliche Meinung‹, ›den Markt‹ oder – um auf das Thema des Beitrags zurückzukommen – ›die gewaltbefreite moderne Gesellschaft‹. Und sie beeinflussen wie diese Objekte mit anderen Objekten und Praktiken interagieren. Sozialwissenschaftliche Forschung ist deshalb, ob sie dies will oder nicht, »involved [...] in the business of ›ontological politics‹« (Law/Urry 2004: 391; Mol 1999). Dieser Verstrickung kann sie nicht ausweichen. Deshalb sollte sie die performativen Effekte ihrer Methoden kritisch reflektieren und aktiv mit ihnen umgehen. Ebenso wie andere Traditionen der Kritik weisen auch die beiden Wissenschaftssoziologen auf die Neigung der Forschung hin, dominante Strukturen zu verstärken. Sie führen dies darauf zurück, dass die Methoden sozialwissenschaftlicher Forschung bis heute Weltvorstellungen und Probleme widerspiegeln, die zum Zeitpunkt ihrer Entstehung dominierten (Law/Urry 2004: 399). »[M]uch of its methodological inheritance [...] reflects nineteenth-century preoccupations: with fixing, with demarcating, with separating« (Law/Urry 2004: 403) – andere VertreterInnen der STS verwenden den Begriff *Moderne*, um genau solche Strukturen zu charakterisieren (Latour 1995; Law 1994). Doch fordern Law und Urry keine herrschaftskritische Analyse der Bedingungen wissenschaftlicher Wissensproduktion. Sie regen stattdessen an, die welterzeugenden Effekte von Forschungsmethoden bei der Planung und Durchführung von Projekten aktiv zu bedenken und sich der – unausweichlich politischen! – Frage zu stellen, zur Produktion welcher Realitäten man eigentlich beitragen möchte: »Is it possible«, fragen sie, »to imagine developing methods that strengthen particular realities while eroding others?« (Law/Urry 2004: 397).

So eröffnen die STS eine neue Perspektive auf die Bedeutung des Politischen in der Forschung wie auch auf die Möglichkeiten der Artikulation von Kritik. Sie zeigen, dass aufgrund ihres Eingebettet-Seins in andere soziale Praxen jede Forschung – nicht nur die sozialwissenschaftliche – in Prozesse der Produktion von Welt eingreift. Will sie sich kritisch zu einer vorgefundenen Realität positionieren und nicht ohnehin dominante Strukturen reproduzieren, darf sie sich nicht mit der Suche nach verbesserten oder alternativen Epistemologien begnügen. Es gilt, das »Wie« der Forschung so zu verändern, dass dominante Strukturen unterlaufen und andere Realitäten gestärkt oder hervorgebracht werden.

Auch die STS haben sich mit Fragen von Krieg und Gewalt beschäftigt. Und zwar nicht nur mit Blick auf die Bedeutung von Naturwissenschaft und Technik in Kriegen,

sondern auch mit Blick auf Fragen der Welterzeugung. So diskutierte Craig Calhoun in einem 2004 veröffentlichten Aufsatz das von Reemtsma beschriebene Phänomen der diskursiven Spatialisierung von Gewalt unter dem Titel »A world of emergencies«. Darin beschreibt er, wie Vorstellungen vom Zusammenbruch der Ordnung in sogenannten Krisengebieten zum Motor und zur legitimatorischen Basis globaler Interventionspolitik wird (Calhoun 2004). Unter dem Titel *War of worlds. What about peace?* setzte sich Bruno Latour 2002 mit den veränderten Weltverhältnissen nach den Anschlägen vom 11. September 2001 auseinander (Latour 2002). Obwohl diese Texte ins Herz der frühen gewalttheoretischen Diskussionen treffen, fanden die STS in der Gewaltsoziologie systematisch bislang jedoch keine Beachtung.

3 Dezentrierung der Moderne: die kritische Methodologie der Neueren Gewaltforschung

Für die Weiterentwicklung der Neueren Gewaltsoziologie sind Überlegungen wie die von Law und Urry, Calhoun oder Latour jedoch aufschlussreich. Und zwar weil sie es nicht nur erlauben, die von den Protagonistinnen problematisierte Verstrickung von Gewaltforschung und Weltgeschehen zu rekonstruieren, sondern ein sozialwissenschaftliches Programm zum produktiven Umgang mit dieser Verstrickung vorlegen. Sie sind Anregung, die Anfänge der Neueren Gewaltsoziologie neu zu reflektieren und zu systematisieren. Beide Forschungsfelder verbindet das Interesse am Verhältnis von Wissenschaft und Gesellschaft sowie die kritische Auseinandersetzung mit der Rolle von Forschung in der Produktion und Reproduktion modernistischer (Vorstellungs-)Welten. Ebenso wie für die STS steht auch für die frühe Gewaltsoziologie das Problem des *enactment* sozialer Realitäten in der sozialwissenschaftlichen Praxis zentral. Insbesondere Trutz von Trotha arbeitete heraus, dass modernistische Forschung zu Gewaltkonflikten eine globale politische Topographie hervorbringt, in der das gewaltaverse und gewaltarme ›Hier‹ der Moderne von gewaltaffizierten oder gar gewaltaffinen Orten, die ›anderswo‹ liegen, gescheiden scheint. So bleibt weit über das Ende des Kolonialismus hinaus die imperiale Dichotomie zwischen zivilisierten Metropolen und unzivilisierten Peripherien stabil (Trotha 1994, 2000).

Die Rezeption der frühen Arbeiten der Neueren Gewaltsoziologie fokussierte sich rasch auf deren *theoretische* Erträge.³ So wurden die Möglichkeiten und Grenzen einer phänomenologisch oder mikrosoziologisch fundierten, an Dynamiken von Körper/Leib, Situationen und Interaktionen orientierten Gewalttheorie kontrovers diskutiert (siehe beispielsweise Inhetveen 2011; Knöbl 2017; Lindemann 2014: Kap. 4). Auch an der macht- und herrschaftssoziologischen Fundierung der Gewalttheorie wurde gearbeitet; soziale Ordnung wurde dabei zu einem Schlüsselbegriff, um die mittel- und langfristigen

3 Zu dieser Konjunktur der Gewalttheorie hat auch die Autorin beigetragen (Koloma Beck/Schlichte 2014).

Effekte von Gewaltdynamiken zu beschreiben (siehe beispielsweise Schlichte 2005: insb. Kap. 3; Lindemann 2014: Kap. 4; Neckel/Schwab-Trapp 1999).

Kontrapunktisch zu dieser bisherigen Rezeptions- und Entwicklungsgeschichte legt die von Law und Urry entfaltete Perspektive nahe, sich nicht auf Theoriefragen zu kaprizieren, sondern die Aufmerksamkeit auf das *Wie* der Forschung zu lenken. Nimmt man diesen Blickwinkel ein, ist festzustellen, dass wegweisende Arbeiten der Neueren Gewaltsoziologie tatsächlich ein spezifischer und innovativer methodischer Zugriff kennzeichnet, der bislang keine systematische Beachtung fand. Dieser entfaltet die Rekonstruktion des Gewaltverhältnisses moderner Gesellschaften in einem empirischen Forschungsprogramm, das nicht in den selbsterklärten Zentren der Moderne ansetzte, sondern deren angebliche Peripherien, Grenzzonen oder Außenseiten ins Zentrum rückte: die Kriegs- und Krisengebiete der Gegenwart im sogenannten Globalen Süden, koloniale Herrschaft und Staatlichkeit, Folter heute oder die Gewaltexzesse der Nationalsozialisten. Anders als in modernistischen Diskursen geschah dies jedoch nicht, um die Ausgrenzung dieser Orte, Regionen und Zeiten aus der Moderne fortzuschreiben. Statt um asymmetrische Kontrastierung, ging es um eine analytische Symmetrisierung des Blicks auf unterschiedliche Gewalt- und Ordnungsverhältnisse.

Die Entfaltung und Ausdifferenzierung dieses Forschungsprogramms, das mit seinen Beobachtungen dezidiert außerhalb Europas ansetzte, war nur möglich, weil die Neuere Gewaltsoziologie nicht als eine primär disziplinäre Bewegung entstand, sondern in einem interdisziplinären Debattenkontext.⁴ Denn innerhalb der Soziologie war und ist das Interesse an diesen Regionen gering; Soziologinnen, die sich wie Trutz von Trotha etwa mit Gesellschaften im Westen Afrikas beschäftigen, sind selten.⁵ Doch zum Entstehungskontext der Neueren Gewaltsoziologie zählten neben Soziologinnen (unter anderen Birgitta Nedelmann, Wolfgang Sofsky, Susanne Krasmann), eben auch Sozialanthropologinnen (unter anderen Georg Elwert, Georg Klute, Gert Spittler) und Politikwissenschaftlerinnen (unter anderen Jakob Rösel, später auch Klaus Schlichte) – Vertreterinnen jener Disziplinen also, denen die Soziologie die Beschäftigung mit dem der Moderne Fremden überlassen hatte (siehe hierzu Bogusz 2018a). Sie teilten die (häufig ethnografische) Vertrautheit mit gewaltaffizierten Regionen und Lebenswelten wie auch die Skepsis gegenüber der Selbsterzählung der Moderne als einer von solchen Feldern grundsätzlich verschiedenen gesellschaftlichen Formation. Forschung über diese Weltgegenden so zu rekonfigurieren, dass sie symmetrisierende Perspektiven eröffnen kann, erschien wissenschaftlich wie auch politisch geboten (pointiert in Trotha 2000).

Viele der heute als zentral angesehenen *theoretischen* Innovationen der Neueren Gewaltsoziologie sind letztlich auf diese *methodologische* Ausgangsentscheidung zurückzuführen. So folgte die intensive Auseinandersetzung mit Körper und Leiblichkeit in Gewaltdynamiken, die heute als Signatur des Forschungsfeldes gilt, nicht einfach einem soziologischen Zeitgeist. Sie erklärt sich aus dem Streben, über die Identifikation relevanter anthropologischer Bedingungen eine Grundlage für symmetrisierend vergleichende For-

4 Auch das Merkmal der Interdisziplinarität teilt die Neuere Gewaltsoziologie mit den STS.

5 Zu den Hintergründen dieser Konstellation siehe Bogusz 2018a.

schung zu schaffen. Indem sie die Verletzungsoffenheit des Leibes und die Verletzungsmächtigkeit von Akteuren als Teil der *conditio humana* anerkennt, kann die Neuere Gewaltsoziologie Gewalt als ein universales Phänomen rekonstruieren, das aus Gesellschaften nie verschwindet, sondern nur zu unterschiedlichen Zeiten an unterschiedlichen Orten auf verschiedene Weise bearbeitet wird. Ähnlich verhält es sich mit dem Begriff der Ordnung, der in der herrschaftstheoretischen Kontextualisierung der Gewaltsoziologie wichtig wurde. Er stellte eine Alternative zum Begriff des Staates dar, in dessen Horizont die modernen Sozialwissenschaften Herrschaftsdynamiken klassischer Weise rekonstruierten und der aufgrund der Historizität und Kontingenz von Staatlichkeit als Herrschaftsform für das anvisierte symmetrisch vergleichende Forschungsprogramm unbrauchbar war.

So entwickelt sich in den frühen Arbeiten der Neueren Gewaltsoziologie ein Verhältnis von Engagement und Distanzierung, das dem der *Science and Technology Studies* nicht unähnlich ist. In beiden Forschungsfeldern geht es darum, Soziologie und Gesellschaft über sich selbst aufzuklären. Umgesetzt wird dieser Anspruch jedoch nicht durch die Artikulation und Ausdifferenzierung von Kritik, sondern durch die Arbeit an symmetrisierenden Methoden und Forschungsprozessen. Wo dies in der Neueren Gewaltsoziologie gelingt, entstehen Studien, die nicht nur dicht über einen spezifischen Kontext erzählen, sondern im Stande sind, über die Rekonstruktion von Verhältnissen in einem weit entfernten ›Anderswo‹ überraschende Einsichten auch über Gesellschaftlichkeit ›Hier‹ zu erzeugen.

4 Ausblick: zurück nach vorn

Das Projekt der Neueren Gewaltsoziologie ist zweifellos ein Erfolg. Über die Jahre lässt sich eine langsame Normalisierung von Gewalt als Gegenstand der Soziologie beobachten. Es gibt Tagungen und Lehrveranstaltungen zu diesem Thema und seit dem vergangenen Jahr sogar einen Arbeitskreis innerhalb der Theoriesektion der DGS. Die Publikation der mikrosoziologischen Gewalttheorie von Randall Collins 2008 hat das Forschungsfeld belebt und neue Anschlüsse zwischen Gewaltsoziologie und allgemeiner Soziologie aufgezeigt (Collins 2008). Inzwischen arbeitet bereits die dritte Generation von Sozialwissenschaftlerinnen an diesem Projekt.

Doch hat sich das Forschungsfeld im Zuge dieser Erfolgsgeschichte natürlich verändert. Derzeit vor allem diskutiert werden Tendenzen der mikrosoziologischen Verengung bei gleichzeitiger Verdrängung phänomenologischer und herrschaftssoziologisch fundierter Perspektiven. Doch im Lichte der vorangegangenen Ausführungen scheint es, dass sich noch sehr viel folgenreichere Veränderungen ereignet haben. Dieser Beitrag hat dargelegt, dass die Neuere Gewaltsoziologie als ein Projekt der Moderne- und Gesellschaftskritik begann. Umgesetzt wurde der kritische Impuls primär durch einen explizit nie ausbuchstabierten methodischen Zugriff, der darin bestand die Kritik der Moderne anhand empirischer Gegenstände und Forschungsfelder zu entwickeln, die klassischer Weise den Peripherien, Grenzzonen oder ganz der Außenseite der Moderne zugerechnet

werden. Mit der Fokussierung auf die Weiterentwicklung der theoretischen Impulse der frühen Gewaltsoziologinnen ging die Aufmerksamkeit für deren spezifisches methodisches Vorgehen verloren – und damit auch der kritische Kern des Projekts. Ihren deutlichsten Ausdruck findet diese Entwicklung in der Verschiebung der empirischen Forschungsfelder. Mit dem wachsenden Erfolg der Gewaltsoziologie wird die Beschäftigung mit den sogenannten Peripherien selbst wieder zu einem peripheren Gegenstand. Die Protagonistinnen der Neueren Gewaltsoziologie nutzten das Studium von Gewaltdynamiken in einem entfernten ›Anderswo‹ als einen heuristischen Trick, um über implizite oder explizite Vergleiche mit Erfahrungen im ›Hier‹ etwas über allgemeine Dynamiken von Herrschaft, Macht und Gewalt zu erfahren. Die jüngere Forschung hingegen interessiert sich häufig ohne jeden Umweg für das ›Hier‹ und meint, allein aus der Beobachtung typischer Gewaltdynamiken in Europa oder Nordamerika etwas über Gewalt im Allgemeinen sagen zu können. Eine solche Perspektive gibt nicht nur das gesellschaftskritische Projekt der frühen Phase auf, sondern läuft Gefahr, genau jene modernistischen (Vorstellungs-)Welten zu reproduzieren, zu denen die Protagonistinnen der Neueren Gewaltsoziologie Alternativen hatten entwickeln wollen.

Während die theoretischen Debatten in der Neueren Gewaltsoziologie derzeit nahezu ausdiskutiert scheinen, hat die Auseinandersetzung mit dem impliziten methodologischen Programm der frühen Arbeiten und dessen Implikationen für das *theorizing* kaum begonnen. Doch lohnt es sich, hier anzusetzen. Der Blick in die STS kann ein solches Vorhaben unterstützen und leiten. Die dort entfalteten Überlegungen zur welterzeugenden Wirkung der Forschung sensibilisieren für die Verbindung der Gewaltforschung mit anderen Praktiken und Objekten. Sie fordern dazu auf, den modernekritischen Impuls der frühen Gewaltsoziologie zu kultivieren – allerdings nicht im Modus der Rekonstruktion von Problemen, sondern durch die Entwicklung von Forschungspraktiken, die sich mit anderen Praktiken, Akteuren und Artefakten vernetzen (Bogusz 2018b) und dadurch andere Welten hervorbringen.

Literatur

- Bauman, Zygmunt (1989): *Modernity and the Holocaust*. Cambridge; Malden: Polity Press.
- Bogusz, Tanja (2018a): »Ende des methodologischen Nationalismus? Soziologie und Anthropologie im Zeitalter der Globalisierung«. In: *Soziologie*, 47 (2), S. 143-156.
- Bogusz, Tanja (2018b): *Experimentalismus und Soziologie. Von der Krisen-zur Erfahrungswissenschaft*. Frankfurt am Main: Campus.
- Calhoun, Craig (2004): »A World of Emergencies. Fear, Intervention, and the Limits of Cosmopolitan Order«. In: *Canadian Review of Sociology/Revue canadienne de sociologie*, 41(4), S. 373-395.
- Collins, Randall (2008): *Violence. A micro-sociological theory*. Princeton: Princeton University Press.
- Duerr, Hans Peter (1988-2002): *Der Mythos vom Zivilisationsprozess*. Fünf Bände. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Elias, Norbert (1976): *Über den Prozess der Zivilisation. Soziogenetische und psychogenetische Untersuchungen*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.
- Goodman, Nelson (1978): *Ways of worldmaking*. Hassocks: Harvester Press.
- Goodman, Nelson (1984): *Weisen der Welterzeugung*. Frankfurt am Main: Suhrkamp.

- Hinz, Michael (2002): *Der Zivilisationsprozess: Mythos oder Realität? Wissenschaftssoziologische Untersuchungen zur Elias-Duerr-Kontroverse*. Opladen: Leske + Budrich.
- Inhetteen, Katharina (2011): »Towards a body sociology of torture«. In: Trotha von, Trutz/Rösel, Jakob (Hg.): *On Cruelty. Sur la cruauté. Über die Grausamkeit*. Köln: Köppe, S. 377-387.
- Kaldor, Mary (1999): *New and old wars. Organized violence in a global era*. Stanford, CA: Stanford University Press.
- Knöbl, Wolfgang (2017): »Perspektiven der Gewaltforschung«. In: *Mittelweg* 36, 26(3), S. 4-27.
- Koloma Beck, Teresa/Schlichte, Klaus (2014): *Theorien der Gewalt zur Einführung*. Hamburg: Junius.
- Latour, Bruno (1995): *Wir sind nie modern gewesen. Versuch einer symmetrischen Anthropologie*. Berlin: Akademie-Verlag.
- Latour, Bruno (2002): *War of the worlds. What about peace?* Chicago: Prickly Paradigm Press.
- Law, John (1994): *Organizing modernity*. Oxford [u.a.]: Blackwell.
- Law, John/Urry, John (2004): »Enacting the social«. In: *Economy and Society*, 33(3), S. 390-410.
- Lindemann, Gesa (2014): *Weltzugänge. Die mehrdimensionale Ordnung des Sozialen*. Weilerswist: Velbrück.
- Mol, Annemarie (1999): »Ontological politics. A word and some questions«. In: *Sociological Review*, 47(1), S. 74-89.
- Münkler, Herfried (2002): *Die neuen Kriege*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt.
- Neckel, Sighard/Schwab-Trapp, Michael (Hg.) (1999): *Ordnungen der Gewalt. Beiträge zur politischen Soziologie der Gewalt und des Krieges*. Opladen: Leske+Budrich.
- Raine, Adrian (2013): *The Anatomy of Violence. The Biological Roots of Crime*. New York [et al.]: Pantheon.
- Reemtsma, Jan Philipp (2008): *Vertrauen und Gewalt. Versuch über eine besondere Konstellation der Moderne*. Hamburg: Hamburger Edition.
- Rotberg, Robert I. (2004): *When states fail. Causes and consequences*. Princeton, N.J.: Princeton University Press.
- Schlichte, Klaus (2005): *Der Staat in der Weltgesellschaft. Politische Herrschaft in Asien, Afrika und Lateinamerika*. Frankfurt am Main [et al.]: Campus.
- Trotha, Trutz von (1994): *Koloniale Herrschaft. Zur soziologischen Theorie der Staatsentstehung am Beispiel des ›Schutzgebietes Togo«*. Tübingen: Mohr.
- Trotha, Trutz von (1997): »Zur Soziologie der Gewalt«. In: Trotha von, Trutz (Hg.): *Soziologie der Gewalt*. Opladen: Westdeutscher Verlag, S. 9-56.
- Trotha, Trutz von (2000): »Die Zukunft liegt in Afrika. Vom Zerfall des Staates, von der Vorherrschaft der konzentrischen Ordnung und vom Aufstieg der Parastaatlichkeit«. In: *Leviathan*, 28(2), S. 253-279.

Anschrift:

Teresa Koloma Beck
 Hamburger Institut für Sozialforschung (HIS)
 Mittelweg 36
 20148 Hamburg
 teresa.koloma@his-online.de
 und
 Universität der Bundeswehr München
 Fakultät für Staats- und Sozialwissenschaften
 Werner-Heisenberg-Weg 39
 85577 Neubiberg
 tkb@unibw.de